

**Zeitschrift:** Baselbieter Heimatblätter  
**Herausgeber:** Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland  
**Band:** 20 (1955-1956)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Dä cha go Band haue!  
**Autor:** Zehntner, L.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-859722>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.06.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Vierteljährliche Beilage zum *Landschäftler*

Nr. 2

20. Jahrgang

September 1955

## Dä cha go Band haue!

Von Dr. L. Zehntner, Reigoldswil.

Das ist ein Ausdruck, der vor 70 und 80 Jahren noch gang und gäbe war, heute aber am Aussterben ist. Nur selten wird er noch gehört und der jungen Generation ist er so gut wie abhanden gekommen. Mir wurde er dadurch wieder in Erinnerung gerufen, dass mir vor einiger Zeit das hier abgebildete merkwürdige Gerät aus früherer Zeit in die Hände fiel. Es besteht aus einem zirka 25 cm langen, am einen Ende stielrunden Holz, das am andern Ende verbreitert, aber abgeplattet und von einem viereckigen oder kreisrunden Loch durchbohrt ist. Durch diese Öffnung zieht sich ein 1,5 bis 3 cm breiter Streifen starken Leders, der fest auf die flache Seite des Holzes genagelt oder gar geschraubt ist und sich auf der gegenüberliegenden Seite in einer Länge von 15 bis 18 cm korkzieherartig ausstreckt, doch so, dass die Windungen einen fingerdicken Hohlraum umschliessen. Es handelt sich um einen «Chnoder» oder «Bandchnoder». Das kleine Loch am Ende des Stiels dient nur, um das Gerät an einem Nagel aufhängen zu können.

Dieser «Chnoder» hängt eng zusammen mit der früheren Getreide-Erntemethode, als man noch keine Garbenbänder hatte und noch weniger Erntemaschinen, die das Getreide schneiden und es in kleine Garben binden. In früheren Zeiten machte man die Garben viel grösser und umfangreicher als heute. Zum Binden verwendete man bei uns vielfach *Haselruten* von der Dicke eines kleinen Fingers, an denen man am oberen Ende einige Zweige stehen liess, während das Basisstück über eine Länge von 16 bis 18 cm steif und gerade sein musste. Am Ende wurde es schräg abgeschnitten. Ausser Haselruten kamen natürlich auch entsprechend grosse *Weiden*, *Schwilchen* und andere Sträucher zur Verwendung, ja sogar *Stockausschläge* der *Buche* und der *Hagebuche*. Die Ruten hatten eine Länge von 130 bis 140 cm und hiessen kurzweg «Band», erforderten aber noch eine weitere Zubereitung. Anschliessend an das steife Fußstück der Rute musste ein in seine Längsfasern aufgespaltenes Stück eingeschaltet werden, ein seilartiges, leicht biegsames Stück also, das man den «Chnode» nannte, wohl in Anlehnung an das Fussgelenk, das ja in der Mundart auch «Chnode» heisst und ähnlich wie beim «Band» die bewegliche Stelle zwischen Unterschenkel und Fuss bildet. Und weil nun das

abgebildete Gerät dazu diente, beim Getreideband sozusagen ein Gelenk anzubringen, erhielt es den Namen «Chnoder» oder «Bandchnoder».

Der «Bandchnode» wurde nun so hergestellt, dass man die Ruten etwa in der Mitte ihrer Länge gut festklemmte, zum Beispiel in einer Hobelbank oder in einem Schneidstuhl, das korkzieherartige Leder, Spitze voran, über das Unterende einer Rute schob, das Leder mit der einen Hand andrückte, den Griff des Chnoders in rechtwinklige Stellung zur Rute brachte, und ihn mit Kraft herumdrehte. Dadurch schmiegten sich die Windungen des Leders der Rute eng an und durch die derart bewirkte Torsion zerfaserte der Holzkörper der Rute oberhalb des steifen Fußstückes.

Zum Garbenbinden war dann noch gut durchnässtes, auserlesenes Stroh, *Schaub* genannt, nötig. Den besten Schaub lieferte das Roggenstroh. Wo aber

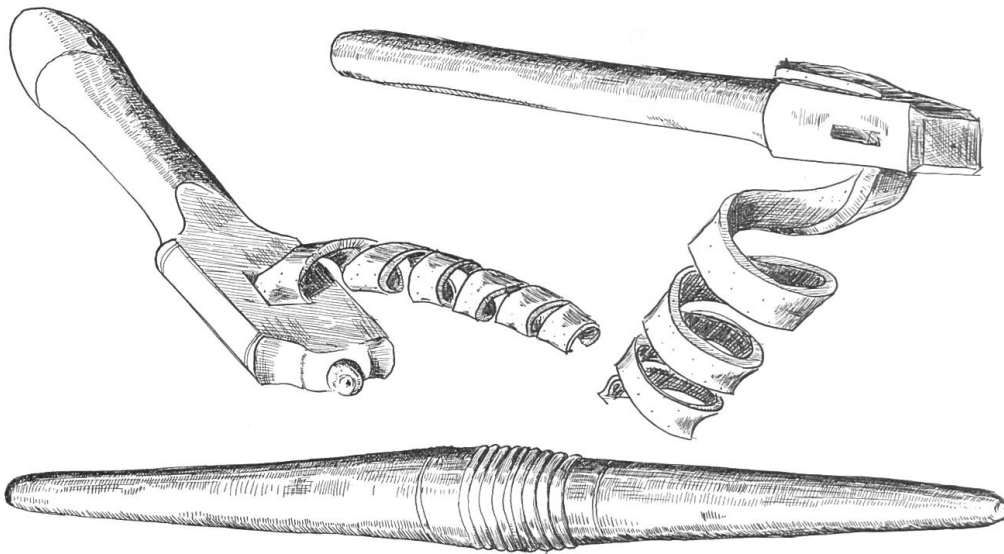


Bild 1. «Garbechnebel» mit «Bandchnoder» aus der historischen Ortssammlung Reigoldswil. Federzeichnung von Peter Suter.

Roggen nicht angebaut wurde, behalf man sich mit dem *Dinkelstroh*, das aber gut ausgewählt werden musste. Nur die Halme vom «Korn», wo dieses tadellos gewachsen und nicht gelagert war, taugten für diesen Zweck und das Stroh wurde schon im Winter, anlässlich des Dreschens mit Flegeln, ausgelesen und separat bis zur nächsten Ernte aufbewahrt. Einen guten Schaub lieferte auch das *Einkorn*, «Eicher» genannt, eine Getreideart, die aber meist wenig angebaut wurde. Wo die Roggenkultur zu Hause war, wurde der Roggenschaub auch allein, also ohne Ruten, zum Binden der Garben verwendet, und zwar wurden 2 Strähnen dieses gut durchnässten und sehr langen Schaubes unter Anwendung des sogenannten Weberknopfes an den Spitzenenden zusammengeknüpft.

Wenn man dann zum Garbenbinden übergang, wurden die Ruten auf dem Getreidefelde ausgelegt, ihr Fußstück in den Boden gesteckt und das Getreide «angetragen» und auf die Bänder gelegt. Dann kam der Garbenbinder mit einem Bündel von gut durchnässtem Schaub herbei, klemmte eine Strähne Schaub zu unterst zwischen die Zweige der Rute ein und wand ihn fest um diese Zweige herum, so dass er noch eine Spanne lang über die Rute hinausragte. Jetzt ergriff er mit der einen Hand das Fußstück des Bandes, mit der

ändern das Ende des nassen Schaubes und schnürte das Band möglichst stark um das Garbengetreide, wobei er mit dem Knie nachhalf, indem er starken Druck ausübte. Dann schlang er den biegsamen «Chnoden» um den nassen Schaub herum, diesen fest einschnürend und schob das steife Fußstück unter dem Band durch, wodurch es nicht mehr ausschlüpfen konnte. Diese letzte Bewegung erforderte viel Kraft und war ermüdend, weshalb dabei oft der sogenannte «Garbechnebel» verwendet wurde. Das war ein etwa 50 cm langes, in der Mitte 3 bis 4 cm dickes, drehrundes gerades Holz, das nach beiden Enden bis auf Fingerdicke verjüngt war. Mit diesem Holz wurde das Fußstück der Garbenbänder unter dem Band durch erfaßt und mit Hebelgewalt auf die andere Seite gebolzt. Beim Garbenbinden mit ausschliesslich Roggenschaub verfuhr man ganz ähnlich, indem nach guter Zusammenschnürung des

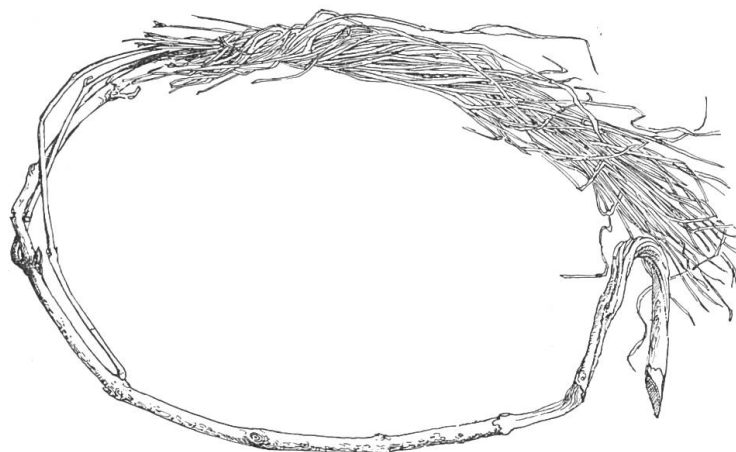


Bild 2. «Band» mit Fußstück, «Chnode» und «Schaub», aus Oltingen.  
Federzeichnung von Gustav Müller.

Garbengetreides das eine Ende des Strohbandes fest um das andere herum gewunden und der so entstehende Strohkopf mit dem Garbenknebel unter dem Strohband durchgebolzt wurde.

Die Garbenruten oder «Band» konnten auf Vorrat hergestellt werden. Nur mussten sie dann vor dem Gebrauch mindestens eine Woche ins Wasser gelegt werden, damit sie wieder die nötige Biegsamkeit erlangten. Meist aber wurden sie ganz kurz vor der Ernte geschnitten und in den Wäldern zusammengesucht. Ihre Herstellung wurde als geringwertige Arbeit betrachtet und schlecht bezahlt. Deshalb stellten sich für diese Arbeit meist jüngere Leute zur Verfügung, die für den Moment keinen andern Verdienst finden konnten. Es waren zum Beispiel Burschen, die mit den Gerichten in Konflikt geraten und vielleicht aus der Haft entlassen worden waren und zu allem Unglück auch noch die bürgerliche Ehrenfähigkeit eingebüsst hatten. Solche Leute wurden damals von der Gesellschaft wegwerfend behandelt. Auch Konkursiten war im Anfang ihres Ungeschicks gelegentlich ein ähnliches Los beschieden, denn sie wurden in jener Zeit lange nicht so human behandelt wie heute. Ihnen wurde zur Bezahlung der Schulden der ganze Besitz vergantet, alle Möbel, einschliesslich der Betten und den Handwerkern sogar die nötigsten Berufsinstrumente.

Von solchen bejammernswerten Leuten sagte der Volksmund: «Dä cha go Band haue» und es war, namentlich in der ersten Zeit ihrer trostlosen Lage, ein gefundenes Fressen, wenn sie im Sommer für eine Anzahl Getreide-

pflanzer die nötigen Ruten aus dem Walde holen und zubereiten konnten. Auf diese Weise gelang es ihnen, sich mit «Bandhauen» wieder einigermassen in die tätige Gesellschaft einzureihen. Glücklicherweise waren sie, wenn mit der Zeit eine lohnendere Beschäftigung gefunden werden konnte und der unheilvolle Ruf: «Dä cha go Band hauer» keine Anwendung mehr auf sie fand.

Das alles hat mir der bescheidene «Chnoder» in Erinnerung gerufen. Es schien mir der Mühe wert, das oben Gesagte festzuhalten, wäre es auch nur um zu zeigen, zu was der «Chnoder» ehemals diente, wenn solch ein in Vergessenheit geratenes Gerät den Lesern der Heimatblätter oder Besuchern von Museen gelegentlich vor die Augen kommt.

## Eine Baselbieter Gesamtschule um 1900.

Von *H. Bühler*, alt Schulinspektor, Liestal.

An einem kühlen Sommermorgen zu Anfang unseres Jahrhunderts fuhr Hans Buser, der schon einige Jahre in einem Basler Vorort als Lehrer amtete, mit dem Frühzug ins Baselbiet hinauf, um seinen einstigen Kreuzlinger Seminarkollegen zu besuchen, der in einem Juradörfchen den Schulbäkel schwang. In der Sommerau stieg Buser aus und strebte in rüstigem Wanderschritt seinem Ziele zu. Schon vernahm er das heimelige Gebimmel des Schulglöckleins — es ging nämlich gegen 8 Uhr — und bald kam das armselige Schulhäuschen, ein ehemaliges Bauernhaus, in Sicht. Ein halbes Dutzend Buben und Mädchen im schönsten Flegelalter stürzte johlend und schreiend aus der engen Haustüre: die Repetierschüler, die alltäglich von 7 bis 8 Uhr zum «Repetieren» des Lehrstoffes antraten, den man ihnen in den 6 Alltagsschuljahren mühsam eingetrichtert hatte. (Schon der erste basellandschaftliche Schulinspektor der 1830er Jahre hatte dieses pädagogische Ueberbein «Repetierschule» als wertlos bezeichnet, aber erst das Schulgesetz von 1911 machte dieser zählebigen Einrichtung überall in Ende.) Nun trat Kollege Julius Müller aus dem Hause und begrüßte hocheifrig den Seminarkameraden, den er in den letzten Jahren nur noch an den jährlichen Kantonalkonferenzen getroffen hatte.

«Schade, dass du nicht gestern gekommen bist, da wir noch Heu- und Kirchenferien hatten. Sie zogen sich dieses Jahr über einen Monat dahin», erzählte Müller, «denn wenn es regnete, musste ich jeweils wieder einen oder zwei Tage Schule halten, auch wenn nur die Hälfte der Kinder da war.»

«Tut nichts, im Gegenteil», meinte Buser, «du weisst ja, ich habe in A. nur zwei Klassen mit allerdings 80 Schülern, aber ich möchte mir nun einmal den Betrieb in deiner Gesamtschule ansehen, der wohl eher noch schwieriger ist.»

Auf dem kleinen Schulplatz mit dem Stemmbalken und dem Reck und der satt daran vorbeiführenden Dorfstrasse hatte sich das Schülervolk der Erst- bis Sechstklässler zusammengefunden und musterte neugierig den fremden Ankömmling, der ihre Schule besuchen wollte. «Ist das etwa der Schulinspektor?» fragt ein Wunderfitz. «Nein», meint ein eben erst aus einer andern Gemeinde eingetretener Mitschüler, «den kenne ich schon. Er ist klein und dick, wir nannten ihn darum nur ‚Speckmumpfel‘. An einem Schnürlein hat er einen Zwicker und schaut euch mit scharfen Blicken böse an, wenn man ihm eine Antwort schuldig bleibt. Am Schluss des letzten Examens sagte er mit seiner giftigen, hohen Stimme: Ihr wisst alle nichts, ich gehe ins Nachbardorf.» «Aber ein Schulmeister ist jener Mann doch, er hat ja eine Brille auf und